Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 7/8 (1886)
Heft: 10

Artikel: Die Wacht am Gotthard: fortificatorische Bedenken
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-13674

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bezeichnungen weichen mussten, die sich seither allgemein eingebürgert haben.

Die Anstrengungen, welche gemacht werden, um die Unmasse fremdländischer Ausdrücke, mit denen die deutsche technische Literatur überschwemmt ist, zu vermindern, verdienen gewiss alle Anerkennung, namentlich wenn dies mit Mass und Ziel geschieht und man nicht mit einem Male alles Ausländische über Bord werfen, d. h. auch diejenigen Ausdrücke ausmerzen will, die sich schon seit Jahrzehnten bei uns eingebürgert haben und dadurch förmlich in die deutsche Sprache übergegangen sind. Bei einem allzustrengen Vorgehen und bei der Sucht, jedes fremdländische Wort durch ein deutsches zu ersetzen, wobei man nach der bekannten Kalenderregel: „Hat er kein's, so macht er ein's", verfährt, setzt man sich ebensogut Lächerlichkeiten aus, wie in jenen noch nicht allzufernen Zeiten, als kein deutsches Wort gut und vornehm genug war und man um jeden Preis einen fremdländischen Ausdruck hiefür bei den Haaren herbeiziehen wollte. Beides sind Ausschreitungen und sie werden an der jeder Ausschreitung naturgemäss folgenden Gegenwirkung zu Grunde gehen. Es ist auch in unseren Zeiten, in welchen der Verkehr und die Berührung mit anderen Nationen eine Ausdehnung genommen hat, die ohne Beispiel dasteht, schlechterdings unmöglich, jeden fremden Ausdruck fern zu halten. Sind alle bestehenden Fremdwörter ausgemerzt, so kommen am folgenden Tage wieder neue hinzu; denn es wird unmöglich sein, eine chinesische Mauer zu errichten, um das Fremdwort an der Grenze abzuhalten. Ein solches Chinesenthum wäre auch für die weitere Ausbildung der Sprache nur von Nachtheil. Jede Sprache, und wäre sie noch so reich, bedarf der Alimentation, wenn sie nicht verkümmern soll. Wie manches gute deutsche Wort, dem man seinen ausländischen Heimatschein gar nicht mehr ansieht, ist bei uns „gäng und gebe" geworden und hat den deutschen Sprachschatz bereichert. Darum, glauben wir, sollte mit Vorsicht an die Ausrottung der Fremdwörter gegangen und es sollten nur diejenigen entfernt werden, welche überflüssig sind, d. h. für welche ein treffender deutscher Ausdruck bereits vorhanden ist.

Herr Sarrazin selbst ist kein Sprachreinigungs-Fanatiker; er will nur behutsam und allmählich vorgehen, das hat er in seinem Vortrage zu wiederholten Malen betont; aber es könnte ihm gehen wie dem Zauberlehrling: er wird die Geister, denen er rief, nicht mehr los werden und es wird Solche geben, die — Herr Sarrazin gestatte uns den morgenländischen Ausdruck — sarrazinischer sein wollen als Herr Sarrazin selbst!

Auch die Voraussetzungen, von welchen Herr Sarrazin ausgeht, scheinen uns nicht durchaus unanfechtbar zu sein.

Er sagt, dass der Wohllaut und die Schönheit der deutschen Sprache durch einen fremdartigen Laut beeinträchtigt werde. Wir möchten dies nicht so unbedingt unterschreiben. Zwar wollen wir zugeben, dass, wenn französische Laute mit der Betonung und dem Accent, wie sie an den Gestaden der Spree und Panke heimisch sind, ausgesprochen werden, dies nicht gerade schön klingt. Aber man kann ja auch anders sprechen! Wenn der Dichter sagt: „Die Sieger von Poitiers, Crequi und Azincourt, gejagt von einem Weibe!" so klingt dies nicht hässlich. Oder: „Versammelt sind die Pairs, die Mächtigen der Krone, die Insignien zu tragen; zur Kathedrale wallend strömt das Volk". Und nun Freiligrath, der sogar, um den Wohllaut seiner Reime zu *erhöhen*, in allerdings nicht zu entschuldigender Weise zu Fremdwörtern Zuflucht nimmt. Man denke an dessen „Löwenritt", in welchem Rohre-Sykomore, Krale-Signale, Karoo-Gnu, Giraffe-schlaffe, Yemen-Schemen etc. aufeinander sich reimen.

Gegen eine allzustrenge Ausrottung der Fremdwörter im technischen Sprachgebrauch liesse sich noch eine Reihe von Gründen in's Feld führen. Wir wollen indess nicht zu ausführlich sein und uns auf folgende Bemerkungen beschränken: Abhandlungen wissenschaftlicher Natur, also auch technische Aufsätze, richten sich gewöhnlich an einen grösseren Leserkreis, der weit über die Grenzen des Landes hinausgeht, in welchem sie geschrieben sind. So werden deutsche wissenschaftliche Aufsätze in England, America, Frankreich, Italien, Norwegen von den Gebildeten dieser Länder ohne grosse Schwierigkeiten gelesen, besonders wenn sich der behandelte Gegenstand auf dem Gebiete der reinen oder angewandten Mathematik bewegt, die über eine internationale Formelnsprache und Terminologie verfügt. Wir kennen beispielsweise einen Mathematiker, der sich rühmte, ein in ihm fremder Sprache erschienenes, mathematisches Werk übersetzt zu haben, ohne dieser Sprache mächtig zu sein. Werden solche deutsche Abhandlungen noch verstanden werden, wenn darin von Schneidenden für Secanten, Grund- und Höhenabstand für Abscissen und Ordinaten, Spitzkant, oder gar Spitzfünfkant für Pyramide und fünfseitige Pyramide gesprochen wird? Und wenn dann erst noch die Function, der Differentialquotient, der Exponent, die Potenz, der Logarithmus, das Integral und wie sie alle heissen mögen, auf dem Altar der Sprachreinigungspriester abgeschlachtet und durch deutsche Ausdrücke ersetzt sein werden, dann muss sogar der Deutsche nach Sarrazins Wörterbuch greifen, um die *deutsche* Abhandlung in eine ihm verständliche Sprache zu übersetzen! *W.*

Die Wacht am Gotthard.

Fortificatorische Bedenken.

Lange hatte es gedauert, trotz aller Warnungen des deutsch-französischen Krieges von 1870, bis es gelang, die Frage der schweizerischen Landesbefestigung wieder in Fluss zu bringen. Doch sie musste kommen: Nicht länger ging es an, sie in den Räthen einfach todt zu schweigen; etwas musste geschehen, es drängte dazu die intelligentere Jugend unserer Offiziere, und — last not least — die immer vernehmlicher sich kundgebende Critik unserer mächtigen Nachbarn, an deren militärischer Achtung uns ja doch gelegen sein muss.

Nachdem die Behörden endlich zu dieser Einsicht gebracht waren, da galt es noch die schwere Arbeit, den „Nervus rerum", die Geldmittel bewilligt zu erhalten von den so lange widerstrebenden Räthen, die in solchen Dingen oft mehr als das Product localer Egoismen, als eines gemeinsamen Staatsgedankens erscheinen. Dass es für einmal gelungen, und ein Anfang der Arbeiten ermöglicht wurde, ist wesentlich das Verdienst der massvollen, klug berechneten Vorschläge des hohen Bundesrathes, ein erfreuliches Symptom der Besserung nach der Periode jener confus phantastischen Festungsstrategen, deren Elaborate den Eindruck machten, als ob die Fähigkeit vernünftigen, kriegsmässigen Denkens unserm Volke gänzlich verloren gegangen wäre.

Von gesundem Urtheil zeugte es diesmal, da den Beginn der Arbeiten vorzuschlagen, wo mit den relativ geringsten Opfern ein ernstlicher Schutz zu erzielen ist, das heisst in den Alpen, da wo durch die Natur des Terrains schon die zu befestigenden Punkte vorgezeichnet sind in kaum misszuverstehender Weise, und durch Anlage weniger Sperrforts eine ganze lange Front, respective eine vollständige Rückendeckung gesichert wird.

Vom centralen Gotthardstock nach West und Ost bis an unsere Landesgrenzen reichend, haben wir die von hohen Bergketten eingeschlossenen Thäler der Rhone und des Rheins; beide bilden fortlaufende Defiles und können leicht gesperrt werden, einerseits durch die Position von St. Moritz im Wallis, und anderseits durch einen Brückenkopf bei Ragaz-Maienfeld im Rheinthal, an welch' letzteren sich die bestehenden Werke der nahen Luziensteig mit Vortheil angliedern.

Zwischen Ursprung des Rheines und der Rhone hindurch nun geht von Süd nach Nord als langes Defile im Tessin und Reussthal die Gotthardstrasse mit Eisenbahnlinie, auf deren Schutz gegen Italien hin zur Zeit die Sorge unseres Landes vor Allem gerichtet scheint. Auch hier

ist glücklicherweise eine effective Sperrung ebenso leicht zu erzielen, wie in den schon genannten Thälern der Rhone und des Rheins, und hat die Natur auch dafür auf nicht minder deutliche Weise die geeignete Stelle bezeichnet; unsere Vorfahren hatten sie längst erkannt und darnach gehandelt; die alten Schlösser geben davon Zeugniss. Es ist dies Bellinzona im untern Tessin. Nicht nur die Gotthardbahn, sondern auch die Strassen des Lukmaniers und Bernhardins werden durch diese prachtvolle Stellung von Bellinzona beherrscht, und ermöglicht sie uns im Fernern die beste Entwickelung zur Offensive.

Naturgemäss sind solch' eigentlich prädestinirte Punkte vor Allem ins Auge zu fassen, wenn rationell das Land befestigt werden soll, und ist mit allen Hülfsmitteln der Technik ihre Widerstandsfähigkeit zu potenziren, es mag darum dort auch den Panzergeschützen ihre berechtigte Stelle zukommen, auf die wir übrigens ja zuerst hier hingewiesen haben. („Eisenbahn" 1878.) Jedoch dafür eine Norm aufstellen zu wollen, ist im Gebirg am allerwenigsten zulässig, mit der Schablone kommt man da nirgends aus; die Terrainverhältnisse sind stets wieder andere, nie dieselben, und die Hauptsache bleibt das richtige, schneidige Erfassen der passenden Combination.

Mit den einfachsten Mitteln die grösste Leistung zu erzielen ist die Aufgabe; diese als Meister zu lösen ist aber Wenigen beschieden. Die Kenntnisse des Baumeisters, Ingenieurs und Artilleristen als selbstverständlich vorhanden vorausgesetzt, genügen diese für sich noch lange nicht; im Gebirge benöthigt es vor allem noch des topographischen Scharfblicks, der die locale Situation richtig erfasst und beurtheilt, im Zusammenhang mit dem grössern Ganzen sowol, wie in ihren wechselnden vielseitigen Details.

Und da es sich darum handelt, ein Werk für Kriegszwecke zu schaffen, so bedarf es auch eines intensiven, kriegsmässig geschulten Denkvermögens, das im Stande ist die verschiedenen Eventualitäten des Angriffs und der Vertheidigung, deren materielle und psychologische Factoren gegen einander zu schätzen und abzuwägen. Das ist aber das Schwerste, dieses kriegsmässige Urtheil zu üben, nicht blos von Fall zu Fall, wie es dem niedern Truppenführer zukommt, sondern intensiv weit vorausschauend, wie es die Kunst des Staatsmannes und Feldherrn bedingt.

Wird unser kleines, des practisch ernsten Kriegsfalls so lange entwöhntes Land, das dem patriotischen Ehrgeiz nur wenig zu bieten hat, wird es die Männer zu finden vermögen, die der angestrebten Aufgabe sich gewachsen zeigen? Es bedeutet diese, wenn mit Geist entwickelt und durchgeführt, eine neue Epoche unseres militärischen Seins. Hoffen wir das Beste von unsern Officieren, Ingenieuren und Topographen, insbesondere von den jüngern, und möge ihre vereinte Anstrengung das alte Phlegma und die Routine überwinden!

H. Studer, Ingenieur,
Hauptmann b. d. Artillerie.

NB. Gar seltsame Dinge berichtet man von der ad hoc ernannten Festungscommission: Der Tunnel sei durch ein Thor bei Airolo zu schliessen! Eine erstaunliche Conception, veranlasst vielleicht durch die in vielen Köpfen spukende Furcht vor den flinken italienischen Alpenjägern, die ja, sagt man, so leicht über den nahen Giacomo-Pass klettern, und unversehens in den Tunnel hineinkriechen könnten. O Strategie!

Will man bei Airolo etwas festigen, so mag dies auf einfache Weise geschehen bei den obern Windungen der Gotthardstrasse, in der Höhe von Motto Bartola z. B. Ein theures Werk dort zu erstellen jedoch dürfte sich kaum genügend motiviren, und noch weniger in jener untern Commissionsstellung, die ja leicht umgangen und viel zu sehr von oben eingesehen und beherrscht würde.

Die VII. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architecten- und Ingenieur-Vereine zu Frankfurt a./M. vom 15.—18. August.

(Schluss.)

Nach der unter Führung von Oberingenieur Schmick und den Architecten Ritter und von Hoven stattgefundenen Besichtigung der Aussenstadt begann um 9 ½ Uhr die letzte Hauptsitzung mit dem Vortrag von Stadtbaumeister Stübben: „Ueber die Freilegung des Doms zu Cöln." Aufgehängte Risse und Photographien dienten zur Erläuterung. Trotz der für die Freilegung bisher ausgeführten Arbeiten treten im Norden und Westen noch unansehnliche und vernachlässigte Gebäude bis auf 15, 12, ja sogar 8 *m* Entfernung an den Dom heran. Bekannt ist, dass vor 70 Jahren, als Schinkel für die Wiederherstellung des Domes eintrat und Göthe das deutsche Volk hiezu aufforderte, der Domtorso aus zwei getrennten Theilen bestand. Ihn umgaben nicht nur alle möglichen Handwerksstätten, sondern auch drei Kirchen, ein Lagerhaus, das ehemalige Priesterseminar, das hohe Gericht u. m. a. Gebäude. Die Beseitigung einiger dieser Gebäude war der erste Act der Freilegung. 1817 fiel die Kirche Maria ad Gradus an der südlichen Langseite, 1824 begannen die Ausbesserungsarbeiten durch Dombaumeister Ahlert. Erst nachdem 1840 und 1841 eine frische Begeisterung für die Sache wachgerufen wurde, als sich überall Cölner Dombauvereine bildeten und am 4. September 1842 der neue Grundstein gelegt wurde, brach eine bessere Zeit an, die auch reichlichere Geldmittel brachte. Jetzt fielen die anderen Kirchen und Anbauten. Ausser Dombaumeister Zwirner, welcher 1833 auf Ahlert folgte, waren es besonders zwei Cölner Bürger, Hch. von Wittgenstein und Dr. August Reichensperger, die sich sehr thätig erwiesen. Freilich waren es auch Verkehrsinteressen, welche die Befreiung von der fremden Kruste bewirkten. 1863 folgte auf Zwirner Dombaumeister Voigtel, unter dessen Leitung der weitere Ausbau vor sich ging, bis am 15. October 1880 die Einfügung des Schlusssteins in die Kreuzblume des südlichen Thurms feierlich erfolgte. Noch Jahre dauerte es, bis der ca. 160 *m* hohe Thurm ganz vollendet war. Um den Dom nach allen Seiten hin freilegen zu können, wurde dem Verein die Ausgabe von Loosen gestattet. Jetzt steht man am dritten Abschnitt der Freilegung. Es gilt zugleich den Centralbahnhof unter Rücksicht auf den Dom umzubauen, was sich der Staat angelegen sein lässt, dann regte der im März plötzlich erfolgte Einsturz des Domhotels den Wunsch an, die Südseite des Doms nun nicht mehr zu verdecken. Zu weit gehen in der Freilegung hält Redner jedoch nicht empfehlenswerth, dies zeigte Notre-Dame in Paris, das kleine Rathhaus zu Löwen, vielleicht selbst der Dom zu Mailand. Um die Grösse des Cölner Doms würdigen zu können, müsse man sich 10 bis 15 *km* von der Stadt entfernen. Bis vom Kaiser am 21. September v. J. die Bewilligung von vier ferneren Lotterien, welche 2 160 000 Mark eintragen sollen, an den Centraldombauverein gelangte, war das Domhotel wieder aufgebaut, womit der ursprünglich beabsichtigte Freilegungsplan durchkreuzt war. Nun wurden andere Pläne zu Tage gefördert; Redner ging speciell auf dieselben ein und sprach sich implicite für das, nach seinem hauptsächlichen Förderer genannte Kaaf-Project aus. Dasselbe bezweckt die Durchlegung einer 330 *m* langen und 20 *m* breiten Strasse vom Appellhofplatz geradeswegs auf das Westportal zu. Eine Förderung dieses Vorschlages bildet der Umstand, dass das Domcapitel, als Besitzer der abzubrechenden Häuser, demselben am meisten zugethan ist. Dass diese neue Strasse eine grosse Bedeutung als Verkehrsader erlangen wird, kann für den Dom selbst nur von Nutzen sein. Zum Schluss gab der Vortragende dem Vertrauen Ausdruck, es möchte der Staatsregierung gelingen, die trefflichste Lösung zu finden. Die Umgestaltung der Umgebung des Domes sei nicht eine Sache von bloss örtlicher Wichtigkeit, sondern sie müsse als ein wesentlicher Theil des Dombaues selbst betrachtet werden.